# Der Hausfreund

• Zeitschrift für Gemeinde und Haus • Organ der Baptistengemeinden in Polen •

Nummer 30 | 28. Juli 1929 | 35. Jahrgang

Schriftleiter: A. Knoff, Łódź, ul. Smocza 9a. Postadresse: A. Knoff, Łódź, skrz. poczt. 342

**„Der Hausfreund“** ist zu beziehen durch den Schriftleiter. Er kostet im Inlande vierteljährlich mit Porto: 1—2 Ex. je Zł. 2.65, 3 u. mehr Ex. je Zł. 2.25. Nordamerika und Canada jährlich 2 Dol. Deutschland Mk. 8.

Postscheckkonto Warschau 62 965. Gaben aus **Deutschland** werden an das Verlagshaus der deutschen Baptisten, Cassel, für Rechnung des „Hausfreund“ erbeten, aus **Amerika** und **Canada** an den Schriftleiter.


## Entschluß.

Ich will lieben und mich üben,
Meinem König wert zu sein,
Der mein Herz nicht ließ allein;
Der sein Leben hingegeben
Für mich in des Todes Pein.

Ich will lieben und mich üben
Im Gebet bei Tag und Nacht,
Daß, was sündlich und unkindlich,
In mir werd' zu Grab gebracht,
Und dagegen durch den Segen
Alles werde neu gemacht.

Ich will lieben und mich üben,
Daß ich heilig werd' und neu,
Also strebe, leb und webe,
Daß es Gott zur Ehre sei;
Daß man sehe: Jesu Nähe
Mache mich durch Liebe treu.

Ich will lieben und mich üben
Meine ganze Lebenszeit,
Mich zu schicken und zu schmücken
Mit dem reinen Hochzeitskleid,
Zu erscheinen mit den Reinen
In des Brautsaals Herrlichkeit.

## Geborgen in Jesu.

„Und ich gebe ihnen das ewige Leben; und sie werden nimmermehr umkommen, und niemand wird sie mir aus meiner Hand reißen“. Joh. 10, 28.

Die Verheißung ewigen Lebens wird hier mit der Verheißung einer immerwährenden Bewahrung auf eine sehr auffällige Weise verknüpft. Und beide gelten unbedingt. Das Leben als Gnadengeschenk kann nicht mit irgend etwas verdient sein. Am wenigsten darf man dabei die Voraussetzung hegen: „Wenn ihr so und so gut und fromm und heilig euch beweisen werdet“. Denn ewiges Leben, Leben aus Gott und zu Gott, begreift ja das neue

Herz und den neuen Geist in sich, wodurch man erst wahrhaft gut und fromm und heilig wird. Es wird den Schafen Christi aus keinem andern Grunde gewährt, als weil sie eben Seine Schafe sind. Christus gibt es ihnen, die von Natur im Tode liegen und den Tod hundertfältig verdient haben, kraft Seines Todes, womit Er für sie eingetreten, und aus der Fülle des Lebens, welches Er wie der Vater in sich selber hat, frei und ganz umsonst, ohne daß Ihm jemand dareinreden darf. Ist ihnen damit vor aller bewiesenen Treue das Seligsein bis in die Stadt Gottes hinein schon im Voraus zugesprochen, was bedarf es denn, möchte man fragen, noch der weiteren Versicherung, daß sie unterwegs nicht verderben sollen? Es bedarf derselben im allerhöchsten Grade, und zwar nach einer doppelten Seite hin. Denn das Leben, das ihnen Christus gibt, obwohl es an sich ewig ist, haben sie doch nur, weil und sofern sie Ihn haben, der es gibt; es ist ein Leben, welches ihnen unabläßig aus Seiner Fülle zufließt; wäre es möglich, daß sie selbst sich von Ihm verlören oder ein anderer sie von Ihm losrisse, dann würden sie dieses Lebens auf der Stelle wieder verlustig gehen. Nach diesen beiden Seiten hin stellt sie nun das weitere Verheißungswort in Sicherheit.

„Und sie werden nimmermehr umkommen". Zwar leistet das gegen ein zeitweiliges sich verirren keine Gewähr. Die Gläubigen tragen den himmlischen Schatz in einem irdenen Gefäße. In ihnen besteht noch der Streit zwischen Geist und Fleisch, und diesem Fleische, welches nur ein Leben kennt in eigener Hand, ist das Leben haben allein in Christo Jesu etwas ungemein Verborgenes, Fremdes und Widriges. Wenn sie nun nicht wachen und beten, festhaltend an der Demut, so kann es gar wohl geschehen, daß sie auch ohne Versuchung von außen von dem rechten Gnadengrunde abkommen, sich in sich selber spiegeln und in Vermessenheit aus ihres Hirten Hut heraustreten, wie Petrus in der Leidensnacht, der, statt zu hören, widerspricht und, statt zu folgen, vorläuft und seine eigenen Wege einschlägt. Solchen Vermessenen kann der Heiland die allerschmerzlichsten Demütigungen in der Erfahrung der eigenen Sündigkeit und Verdorbenheit nicht ersparen. Petrus wird darüber in dem Siebe des Satans schrecklich zusammengerüttelt, daß von der Gestalt eines Schafes Christi keine Spur mehr an ihm zu entdecken, indem er verleugnend ruft: „Ich kenne den Menschen nicht". Aber der Heiland wirft ihn darum noch nicht weg. In des Jüngers Untreue verklärt sich des Hirten Treue, der, da jener noch widersprach, für ihn gebeten, daß sein Glaube nicht aufhöre, und dem schon Versinkenden mit Seinem Gnadenblicke wieder aufhilft zur Buße des Lebens. Dieselbe Treue steht noch heute allen Schafen Christi zur Seite als alleiniger, aber auch unwandelbarer Grund, um deswillen von ihnen gesagt werden kann: „Und sie werden nimmermehr umkommen". Wenn nicht das Auge des Hirten beständig auf sie sähe und Sein Mund Gutes für sie redete, und Seine Hand sie hielte und zurechtbrächte, ihr eigenes Herz würde sie hundertmal aus dem Leben in den Tod fällen.

Doch nicht nur gegen die Gefahren von innen, sondern auch gegen die Gefahren von außen schützt sie der Herr. „Und Niemand wird sie aus meiner Hand reißen (rauben)". Es reißen wohl viele an ihnen. Seitdem sie Christi geworden, haben sie nicht weniger als die ganze Welt wider sich. Schmeichelei und Scheltwort, List und Gewalt, Verführung durch Götzenfeste und durch falsche Lehre, Volksaufläufe und geistliche Ketzergerichte, Bann, Gefängnis, Tortur, Schwert und Scheiterhaufen, alles ist der Welt schon recht, wenn es ihr als Mittel dienen kann, sie dem wieder zu entreißen, an den sie selbst ihr Herz nicht ergeben will. Hinter der Welt aber steht der Fürst, der sie inspiriert, der Erzfeind, dem die Schafe entronnen sind. Als der Lügner und Mörder von Anfang verteilt er in dem großen Weltdrama die Rollen und faßt die verschiedenartigsten Bestrebungen seiner Werkzeuge, diesen selber oft unbewußt, mit fester Konsequenz zu dem einen Ziele zusammen, dem Manne am Kreuz die Herrschaft auf Erden streitig zu machen, Ihm Seinen Plan zu verderben und Sein Volk hinter Ihm her zu fällen. Bald als Engel in Lichtsgestalt und bald als brüllender Löwe, bald als Verkläger vor Gottes Thron und bald als höllischer Jäger, der seine Stricke ins Verborgene legt und aus dem Hinterhalte mit feurigen Pfeilen schießt, ist er zum Verderben der Gläubigen geschäftig, und in seinem Gefolge findet sich der Tod in allen Gestalten und das ganze Heer der Hölle. Die einzige Waffenrüstung der Schafe gegen alle diese Verderbensmächte steht in der Wahrheit und dem Heile Christi (Eph, 6, 14—18); eine Rüstung, in der allerdings auch schwache Schafe dem Feinde

schrecklich sein können, wie die Heeresspitzen. Ihr Glaube ist der Sieg, der die Welt schon überwunden hat (1. Joh. 5, 4). Aber wie übel wäre es um sie bestellt, wenn es nur auf ihre Hand ankäme, das Heil in Christo festzuhalten. Eine sichere Festung wird ihnen aufgetan. Sie sind geborgen in Christi Hand. Ihr Hirte, der nicht nur um alle wider sie heraufziehenden Gefahren, sondern auch um ihre eigene Schwachheit, Kurzsichtigkeit und Unzuverlässigkeit im Voraus weiß, setzt Sein Wort für sie ein: „Und Niemand wird sie aus meiner Hand reißen". Was Er mit Hirtenmühe gesucht und in heißem Kampf erstritten, wofür Er Sein Leben in den Tod gegeben, wie sollte Er es so leichten Kaufes wieder fahren und sich rauben lassen. Die wider Seine Schafe anlaufen, sie zu verschlingen, laufen wider Ihn an. Seine Dazwischenkunft macht das Heah=Rufen der Feinde, wenn sie schon meinen, es wäre nun aus mit ihnen, immer wieder zu Schanden...

# Aus der Werkstatt

Wie es unsern Geschwistern zur Zeit in Rumänien ergeht, ersehen wir aus einem Zeitungsartikel der „Ungarischen Kronstädter Zeitung" vom 25. Mai l. J. Die Zeitung berichtet aus Oradea — Großwardein:

Siebenbürgen ist das klassische Land der Religionsfreiheit, so sagte man und sagt es noch heute; aber es ist schwer abzustreiten, daß es jetzt wieder so ist, wie im dunkelsten Mittelalter. Heute kann nicht jeder ungestört und vom Staate in gleicher Weise geschützt seinem Gott dienen. Besonders ist dies mit den Gläubigen der Baptisten der Fall. Zwar haben die Baptisten mächtige und einflußreiche Glaubensgenossen in Amerika und England, die auch in der Politik ein Wort zu sagen haben. Diese beobachten mit lebhaftem Interesse deren Arbeit und die schweren Kämpfe gegen die Baptisten in Rumänien, welche sozusagen von den Behörden vorbereitet und unterstützt werden

Die Furcht des rumänischen Staates ist verständlich. Erobern doch die Baptisten am meisten ihre Mitglieder aus der griechisch-orientalischen (orthodoxen) Staatskirche.

Wenn die Missionare in den rumänischen Dörfern erscheinen, gehen sie nicht leer aus, überall erobern sie Seelen, die bereit sind, mit den größten Opfern der neuen Religion zu folgen. Der Baptismus vertritt eigentlich die Lehren des Urchristentums und der alten Patriarchen. Ihre Prediger verkündigen ein Leben des Beispieles des Herrn und frei von aller Eitelkeit. Es ist eigentlich kein Grund vorhanden, sie so zu verfolgen wie es geschieht, denn in den angelsächsischen Ländern gibt es Millionen von Baptisten, die als gute Christen allen Gesellschaftsschichten angehören. Bei uns liegen die Verhältnisse so, daß der Baptismus mehr unter dem armen Volk Fuß faßt.

Man verdächtigt uns, daß das Erstarken des Baptismus politischen Hintergrund habe, obwohl nur vom unschuldigen Suchen der einfachen Seelen die Rede ist.

Man erhebt grundlose Anklagen wegen Kommunismus gegen die Baptisten. Aber in der Hauptsache ist es die herrschende Staatskirche, die gegen die friedlichen, rein religiösen Bestrebungen der Baptisten die ganze staatliche administrative Macht aufhetzt Wie dies in der Wirklichkeit aussieht soll uns folgendes Beispiel zeigen.

Am 20. Mai waren in Beznyen aus etwa 22 Ortschaften die Gläubigen Baptisten zusammengekommen, um ihre öffentliche Taufe abzuhalten, wie dies jedes Frühjahr bei ihnen die Gewohnheit ist. Ein Prediger. mit Namen Mariska Todor, hatte auch von der Behörde eine Erlaubnis bekommen, die aber lautete nur für eine Haustaufe. Bei den Baptisten ist es aber Brauch, im fließenden Wasser während eines Gebetes unterzutauchen.

Zu dieser Taufe in Beznyen waren etwa 600 Menschen zusammengekommen, auch aus den entferntesten Dörfern waren aus den Varsammlungen Abgeordnete gesandt worden.

Die Taufvorbereitungen der Baptisten kränkte besonders den griechisch-kath. Priester des Ortes, der mit den Bauern des Dorfes nicht im besten Verhältnis lebt. Der Priester hielt es für eine Beleidigung, daß die Baptisten gerade den Pfingsttag für die Vollziehung der Taufe gewählt hatten. Der Schwiegersohn des Priesters Cavril Ciprian, der gerade im Dorfe auf Urlaub war, sandte sofort in das Nachbardorf Baratka nach der Gendarmerie, die auch bald darauf eintraf.

Die Gendarmerie wartete bis die Taufe vollzogen war mit den Gewehren auf der Achsel, auch dann war sie ruhig, als die Gläubigen von der Taufe in's Bethaus zurückkehrten. Als eben der Gottesdienst beendet war, forderte die Gendarmerie vor dem Ausgang von jedem, er möge sich legitimieren. Der Auftritt der Gendarmerie brachte eine große Aufregung mit sich, denn die armen Bauern tragen selten Papiere mit sich. Während sich nun ein Wortwechsel entspann, faßten mehrere der Anwesenden die Bajonette der Gendarmen, damit das Volk anstandslos hinausgehen könne. Die Gendarmen aber erklärten diese Bewegung anders, kehrten nun die Gewehre um und fingen an die Leute zu bearbeiten und zu schlagen.

Die friedliche, ohne demonstrative Absichten gehaltene Tauffeierlichkeit gestaltete sich nun zu ernsten blutigen Ereignissen.

Die Baptistengemeinschaft, welcher Religionsfreiheit versprochen ist, will sich wegen gottesdienstlicher Störung beschweren, aber zugleich wurden vier Baptisten Prediger verhaftet und der Gendarmerie in Baratka übergeben, wo gegen diese das Verfahren wegen Empörung eingeleitet wurde.

Wir sehen daraus, daß die Welt, in der wir leben heute noch um nichts besser ist als sie im Anfang der christlichen Zeitrechnung war, nur mit dem Unterschied, daß es damals Heiden waren, die den Segensstrom des Evangeliums durch Grausamkeiten brutalster Art zu hemmen suchten, und heute sind es Namenchristen, die aber, anstatt unter der Leitung des Geistes Christi

zu stehen und dem Namen Christi mit ihrem Leben Ehre zu bereiten, von demselbem Geiste des Hasses, der Feindschaft und Verfolgung beseelt sind, wie es die Feinde des Christentums in der alten Zeit waren. Durch die Vorgänge in den Ländern, in denen trotz versprochener Religionsfreiheit nur die Wilkür niederer Beamten, der Fanatismus ehrsüchtiger Kleriker und die Ausgelassenheit des Volkes herrscht, werden leider weiter dunkle und blutige Seiten der Kirchengeschichte geschrieben, die eine Schmach für die Länder und kein Ruhm für das zwanzigste Jahrhundert der Freiheit sind.

Wir empfinden die schwere Lage unserer Mitverbundenen tief mit und heben fürbittende Hände zu dem empor, dem alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben ist, und glauben, daß Er zu Seiner Zeit seinen starken Arm ausstrecken und eine Wendung schaffen wird. Wir wollen aber auch nicht versäumen, uns selber treu zu erweisen, wo uns der Herr hingestellt hat.

---

# Die ersten Christen.

## 10. Der Umschwung innerhalb des Christentums.

Das junge Christentum trug in mancher Beziehung die Charakterzüge eines Neuerweckten an sich. Sich lebhaft bewußt, zu einem ganz neuen Leben durchgedrungen zu sein, ist ein solcher sich auch der Scheidung von seinem früheren Leben und daher ebenso scharf auch der Scheidung von allen denen bewußt, die noch in dem alten Leben stehen. Die frische, jugendliche Begeisterung macht opferwillig und freudig zu leiden, aber die Weltentsagung ist noch stärker als die Weltüberwindung. Er fürchtet für den neuerworbenen Schatz und hütet sich ängstlich, ihn durch irgend welche Annäherung an die Welt aufs Spiel zu setzen. Er kann sich noch nicht entschließen, den Versuch zu machen, auch die ihn umgebende Welt mit dem neuen Leben zu durchdringen, sondern hat eine Neigung, sich in die Stille zurückzuziehen, um in der Stille sich der erfahrenen Gnade zu freuen, mehr sie zu genießen, als damit zu arbeiten und zu wuchern. Leicht schließt er sich an Gleichgesinnte an, aber nur, um sich mit ihnen desto bestimter gegen den großen Haufen abzuschließen. Er ist ängstlich, dieses oder das zu tun, aus Furcht, sich zu versündigen, und in den großen Ernst und Eifer der Heiligung mischt sich leicht etwas von gesetzlichem Wesen. Der ganze Horizont des Lebens ist noch enge, und am liebsten wäre der Mensch möglichst bald heraus aus dieser Welt, daheim bei dem Herrn. Deshalb auch die für diese Periode des Christenlebens so charakteristische Neigung, sich viel mit dem Jenseits, weniger mit den Aufgaben des Christen im Diesseits zu befassen, die Vorliebe, mit der man sich mit der Wiederkunft des Herrn und den letzten Dingen beschäftigt. Von dem allen hat das älteste Christentum etwas — ohne heutige Parteibezeichnungen auf jene Zeit anzuwenden — Pietistisches an sich. Steht doch nach der Meinung der Gläubigen die Wiederkunft des Herrn ganz nahe bevor. Diese Hoffnung beherrscht das ganze Leben. Auf einen längeren Bestand der Gemeinden auf Erden ist man nicht gerüstet, und das Streben richtet sich einseitig nur darauf, sich in der Welt auf den Tag der Zukunft Christi unbefleckt zu erhalten. Die Aufgabe der Weltüberwindung, die Aufgabe, die Welt mit christlichem Geiste zu durchdringen und aus diesem Geiste heraus neu zu gestalten, ist dagegen kaum noch ins Auge gefaßt.

So konnte das Christentum die Welt nicht erobern und dachte, es müsse weitherziger werden, der Welt in rechtem Sinne einen Schritt entgegen tun, sich zu ihr herablassen, um sie auf diesem Wege zu überwinden. So durfte die Kirche nicht bleiben, sie wollte das Konventikelhafte abstreifen und Volkskirche werden.

Freilich jeder Schritt dahin war mit den größten Gefahren verbunden. Gab man die schroffe Abschließung gegen die Welt auf, wie leicht konnte man dann dahin kommen, sich der Welt gleichzustellen und so zu ihrer Ueberwindung völlig unfähig zu werden. Denn wer sich der Welt gleichstellt, kann sie so wenig überwinden, daß er vielmehr von ihr überwunden wird. Statt im wahren Sinne Volkskirche zu werden, konnte die Kirche auch eine allerweltskirche werden und damit ihr eigentümliches Wesen an die Welt preisgeben. Blieb man nicht in der Enge und Stille, so lag die Gefahr nahe genug, nun so weitherzig zu werden, daß die Grenze zwischen Christentum und Heidentum sich ganz verwischte, und das Christentum sich ganz in das Heidentum auflöste. Unter der Leitung ihres Herrn hat die Kirche damals diese Gefahren überwunden, und zwar sind es die großen Kämpfe gegen den Montanismus und den Gnostizismus, in denen das geschah.

Zwar die Enge, von der vorhin die Rede war, schien sich von selbst verlieren zu sollen. Der furchtbare Sturm unter Mark Aurel hatte das Gegenteil von dem gewirkt, was er wirken sollte. Statt das Christentum zu vernichten, förderte er sein Wachstum. Gerade in den verhältnismäßig ruhigeren Zeiten, die ihm folgten,

nahm die Zahl der Christen rasch zu, und namentlich hören wir von auffallend vielen Bekehrungen in den höheren Ständen.

„Wir sind von gestern", kann schon Tertullian sagen, „und erfüllen alles: Städte, Inseln, Kastelle, (Schlösser) Munizipien, (Stadtverwaltungen) Tribus (Stämme), den Palast, den Senat und das Forum" (Gerichtshof), und Eusebius macht die Bemerkung, daß seit Commodus „das heilsame Wort jede Seele aus jedem Geschlechte der Menschen der frommen Verehrung des Schöpfers aller Dinge geneigt gemacht habe, so daß nun auch schon zu Rom mehrere der durch Reichtum und Adel ausgezeichneten mit ihrem ganzen Hause und Geschlechte dem Heile sich zuwandten". Davon war die natürliche Folge, daß die bisherige Schroffheit bei vielen sichtlich nachließ. Christen aus den höheren Ständen, die zahlreiche heidnische Familienverbindungen hatten, nahmen keinen Anstand, auch Familienfesten in heidnischen Häusern und dann auch den dabei üblichen heidnischen Kultushandlungen beizuwohnen, sich zu bekränzen und an den Gastmählern teilzunehmen. Dabei machte man zwar immer die Beschränkung, an dem Heidentum selbst sich nicht zu beteiligen, aber unmerklich rückte doch die Grenze des für erlaubt Gehaltenen Schritt um Schritt weiter. Einzelne wagten es schon, in Begleitung ihrer heidnischen Verwandten den Zirkus zu besuchen und ins Theater zu gehen. Auf die Dauer konnten sich die Christen unmöglich dem Kriegsdienst und den öffentlichen Aemtern entziehen, und auch da knüpften sich, wenn gleich widerwillig, doch notwendig neue Bande mit der Welt. Es fand doch in Carthago schon sehr verschiedene Beurteilung, als ein Soldat am Geburtstage des Kaisers den Kranz in der Hand behalten und sich geweigert hatte, ihn aufzusetzen. Darüber zum Tode verurteilt, galt er den Einen als Märtyrer, als mutiger Zeuge, während ihn die andern als einen Hitzkopf ansahen, der mit seinem Verhalten unnötiger Weise Anstoß gegeben. Von vielen Seiten wurde es jetzt offen ausgesprochen, es sei christlich weise, sich der Welt nicht so schroff entgegenzustellen. Man dürfe die Heiden auch nicht reizen, hieß es, und gern führte man, um dieses und das zu entschuldigen, den Spruch Tit. 2, 5 im Munde und sagte, man tue das, damit nicht der Name Gottes und Christi von den Heiden verlästert werde. Unter diesem Vorwande gab man es sogar für erlaubt aus, in der Verfolgung nicht nur zu fliehen, sondern auch die Verfolgung durch Bestechung der Beamten und Soldaten abzuwenden. Man gebe ja nur, hieß es, dem Kaiser, was des Kaisers ist, das Geld, und sorge durch ein Opfer an Geld dafür, daß die Gemeinde sich ruhig versammeln und den Tag des Herrn ungestört feiern könne. Auch die Zucht in den Gemeinden fing an laxer zu werden. Leichter als früher erlangten auch wirklich Abgefallene die Wiederaufnahme in die Gemeinde. Mochte sie ihnen selbst durch die regelmäßigen Organe verweigert werden, so griffen vielfach die Bekenner in die Uebung der Zucht ein. Was nämlich anfangs solchen, die um des Bekenntnisses willen im Gefängnis gewesen waren oder Marter erduldet hatten, aus Ehrerbietung zugestanden war, das nahmen diese bald als ein Recht in Anspruch, nämlich, daß jeder, den sie zur Gemeinschaft zuließen, auch als in die Gemeinschaft der Gemeinde wieder zugelassen angesehen werden müsse. Dieses Recht handhabten sie aber höchst willkürlich, und die Gemeindezucht wurde dadurch an manchen Orten völlig zerrüttet.

Man kann zugeben, daß diesem Nachlassen der ursprünglichen Strenge nicht nur Schwachheit zu Grunde lag, daß in den oft gehörten Reden von christlicher Weisheit und Vorsicht etwas Wahres lag. In der Tat, was möglich war, so lange die Gemeinden noch klein waren und die Christen noch fast alle den niederen Ständen angehörten, das war nicht mehr möglich, als die Gemeinden anwuchsen und ihre Glieder auch unter den Vornehmen zählte. Ein Handwerker konnte sich leicht von Allem zurückziehen, sollte aber auch ein Ritter, ein Senator, ein Glied einer angesehenen Familie alle seine bisherigen Verbindungen abbrechen wenn er Christ wurde? ja, war das wirklich für das Christentum heilsam? Beruhte denn nicht auf diesen Verbindungen zum großen Teile die Hoffnung ihres weiteren Vordringens auch in den gebildeten Kreisen? Weiter, war es denn auf die Dauer möglich, sich dem Soldatenstande zu entziehen? Wenn nun ein Soldat sich bekehrte, Soldat mußte er doch bleiben? Rom war doch das irdische Vaterland auch der Christen, forderte nicht ihre Bürgerpflicht, es auch mit zu verteidigen? War es richtig, daß die Christen keine öffentlichen Aemter annahmen? Konnten sie nicht in diesen Aemtern ganz besonders für ihren Herrn wirken? Waren sie aber Soldaten, standen sie in öffentlichen Aemtern, so mußte

man ihnen auch manches gestatten, was die frühere Zeit als Berührung mit dem Heidentum zu meiden für Pflicht gehalten hatte. Und ließ sich denn die ältere strengere Zucht noch durchführen, als die Gemeinden keine kleinen Konventikel mehr waren, sondern zum Teil große Gemeinden in den Weltstädten? Wollte man wirklich das Volk haben, so durfte man die Anforderungen an die Heiligkeit des Wandels nicht zu hoch anspannen, man mußte den Schwachen in so weit zu Hilfe kommen, daß man denen, die strauchelten und fielen, den Weg der Aussöhnung mit der Gemeinde nicht zu schwer machte.

Aber eben so wenig läßt sich leugnen, daß in dem Nachlassen der Strenge auch viel Schwachheit war, die sich nur hinter dem Gerede von christlicher Weisheit und Vorsicht versteckte; und auf die Weise durfte die schwierige Frage nach der Stellung der Gemeinde zur Welt nicht gelöst werden, daß man die alte Strenge in der Theorie festhielt und nur der Schwachheit einzelner Glieder dieses und jenes, und dann auch alle Tage mehr nachsah. Damit wäre man auf eine schiefe Ebene gekommen und auf dieser sicher bis zur völligen Verweltlichung hinabgeglitten. Darum war es dem Christentum heilsam, daß sich gegen die einreißende Nachgiebigkeit eine energische Gegenwirkung erhob, die dann freilich, wie es allen Gegenwirkungen zu gehen pflegt, nicht nur die bisherige Stellung zu behaupten strebte, sondern diese noch überbot und so der Kirche den Anstoß gab, in ihrer Ueberwindung mit klarem Bewußtsein die richtige Stellung zu suchen.

Diese Reaktion vertrat der sogenannte Montanismus, eine Richtung, die nach ihrem angeblichen Stifter, Montanus, so benannt, um die Mitte des zweiten Jahrhunderts von Phrygien ausgehend, in Kleinasien und Afrika, auch in Rom und im übrigen Abendlande zu Anfang des dritten Jahrhunderts weit verbreitet, zum Teil herrschend erscheint. Der Montanismus geht zunächst darauf hinaus, die alte Sittenstrenge und scharfe Zucht zu bewahren und wo sie hinfällig geworden ist, herzustellen. Dabei bleibt er aber nicht stehen, sondern will auch darüber hinaus die Strenge noch verschärfen. Zu diesem Zweck erweckt er durch seine Propheten und Prophetinnen die schon nachlassende Erwartung einer baldigen Wiederkunft Christi. Das Weltende, so predigten die Montanisten, ist vor der Tür, die Kirche ist in ihre letzte Periode eingetreten. Das ist die Periode des Paraklet, des Heiligen Geistes, der durch seine Propheten der Kirche ein neuestes Gesetz gibt, neue Vorschriften über Sitte und Zucht. Diese Vorschriften sind überall verschärfende. Hat bisher als Regel gegolten: Was nicht verboten ist, das ist erlaubt! so heißt es jetzt: Was nicht ausdrücklich erlaubt ist, das ist verboten! Schroffer noch soll sich die Kirche von der sie umgebenden Welt sondern. Gegen weltliche Bildung, Kunst, Wissenschaft, Vergnügungen nimmt der Montanismus eine durchaus ablehnende Stellung ein. Das alles ist Sünde; mit dem allem soll der Christ unverworren bleiben. Die Pflicht des Märtyrertums wird stark betont; jede Umgehung desselben, auch das Ausweichen durch die Flucht, als Verleugnung gestraft. Die Fasten werden verschärft und streng gesetzlich vorgeschrieben. Auf manche Kleinigkeiten, z. B. daß die Jungfrauen nur verschleiert zur Kirche kommen dürfen, wird großes Gewicht gelegt. Namentlich aber, und hier tritt das Wesen des Montanismus am deutlichsten zu Tage, soll die Kirchenzucht viel strenger werden. Der Montanismus verweigert allen, die in Todsünden gefallen sind, schlechtweg und für immer, selbst wenn sie Buße tun, die Wiederaufnahme in die Gemeinde. Gott mag sie wieder aufnehmen (die Möglichkeit wird nicht geleugnet), aber die Kirche nicht.

Hätte diese Richtung in der Kirche gesiegt, so hätte die Kirche keine weltgeschichtliche Macht werden können. Aber es gelang der Kirche, wenn auch erst nach schwerem Kampfe, den Montanismus zu überwinden, und zwar, was dieser Ueberwindung erst den rechten Wert gibt, ohne ihrerseits in das entgegengesetzte Extrem zu verfallen. Sie hat die Warnung vor sittlicher Laxheit, die im Montanismus lag, nicht überhört, aber auch die Notwendigkeit erkannt, sich in die Zeit zu schicken, und man wird ihr nachrühmen dürfen, daß sie auf eine lange Zeit im Großen und Ganzen die richtige, gesunde Mitte innehielt. Ohne die Hoffnung auf die endliche Wiederkunft des Herrn fahren zu lassen, ist sie doch in die geschichtliche Entwicklung eingegangen und hat sich eingebürgert auf Erden. Ohne die hohen Forderungen an die Heiligung ihrer Glieder aufzugeben, hat sie doch gelernt, sich zu den Schwachen herabzulassen. Mit allem Ernste Zucht übend, hielt sie doch auch den Gefallenen den Weg der Rückkehr offen. Sich wohl bewußt, daß sie nicht von dieser Welt ist, macht

sie doch allem menschlich Großen und Schönen in sich Raum nach dem Worte des Apostels: Es ist alles euer! Als ihre Aufgabe betrachtet sie es jetzt mehr und mehr, alles mit christlichem Geiste zu durchdringen.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Zurückgeführt.

von **Käthe Dorn.**

Es war am Spätnachmittag eines Palmsonntages. Wie ein Frühlingswind war der schöne Feiertag der Erde genaht und hatte sie mit himmlischem Glanz umflossen. In der Natur begann es sich schon leise zu regen und überall drängten sich schwellende Knospen dem holden Tageslicht entgegen. Die Luft war beinahe sommerlich mild und strömte wie ein würziger Hauch durch das geöffnete Fenster in ein stilles, bescheiden eingerichtetes Stübchen. Die Eigentümerin desselben, eine sanfte, ernste Frau in den dreißiger Jahren, saß am Fenster und schaute mit nachdenklichem Sinn ins Weite hinaus. Ihr zu Füßen saß auf einem niederen Schemelchen ihr einziges Kind, ein junges Mädchen von etwa fünfzehn Jahren, das am Morgen des feierlichen Tages eingesegnet worden war. Sie hatte den Kopf an der Mutter Knie gelehnt und ihr Auge hing bang und fragend an dem ernsten Antlitz, in dessen bewegten Zügen sich das Ringen mit einem festen Entschluß wiederzuspiegeln schien. Jetzt wandte sich die blasse Frau der Tochter zu und legte leise die Hand auf ihren blonden Scheitel.

„Ich habe es reiflich überlegt und erwogen, liebe Elisabeth", sagte sie mit freundlichem Ernst; „es wird wohl das beste sein, wir nehmen den Vorschlag des Vormundes an, das heißt, wenn auch du damit einverstanden bist, mein Kind: ich will dich nicht gegen deine Neigung zu einem Berufe zwingen, in dem du dich unglücklich fühlst".

„O nein, Mama", entgegnete Elisabeth, „der Beruf schreckt mich nicht zurück, ich denke es mir sogar als eine hohe, heilige Aufgabe, Lehrerin zu werden, und in die Herzen der mir anvertrauten Kinder alles Gute und Edle zu pflanzen und zu pflegen; mir ist nur bange, daß ich bald von dir scheiden soll".

„Danach dürfen wir nicht fragen, mein Kind, auch mir wird es ja schwer werden, dich von mir zu lassen, doch es wäre ein Unrecht, wenn ich dich zurückhielte, um ein kümmerliches Dasein mit dir zu fristen, während dir dort eine sichere Zukunft blüht".

„Ach, Mütterlein, wie gerne teilte ich das kärglichste Los mit dir! aber du hast recht, ich darf das großmütige Anerbieten nicht ablehnen."

„Wir schulden deinem Vormund sogar großen Dank dafür", warf die Mutter ein, „daß er dir eine Freistelle erwirkt hat, wir selber hätten ja an eine so teure Ausbildung garnicht denken können. Du mußt auch alles tun, mein Kind, daß du dich dieser Bevorzugung würdig zeigst; der liebe Gott möge dir Kraft geben, getreulich auszuharren!"

„Habe nur keine Sorge, Mutter", tröstete Elisabeth, „ich lerne ja leicht, und an Ernst und Fleiß soll es auch nicht fehlen! und wenn ich dann die Prüfung glücklich bestanden und eine gute Stelle habe, dann hole ich dich wieder zu mir und da können wir dann immer zusammen sein; wie schön wird es dann werden; ich wünsche bloß, der arme Vater könnte dann auch wieder bei uns wohnen".

Ueber Frau Hellers Anlitz war es bei den letzten Worten ihres Kindes wie ein Schreck gegangen, dann schüttelte sie traurig den Kopf.

„Du glaubst, daß der Vater niemals wiederkommt?" fragte Elisabeth scheu, „aber er wird doch noch am Leben sein, Mutter, nicht wahr?"

„Das mag Gott allein wissen", murmelte die Frau, „er hat schon zehn Jahre nichts mehr von sich hören lassen".

„Gib nur nicht alle Hoffnung auf, liebe Mutter, vielleicht hat der arme Vater noch nicht so viel Geld, daß er wiederkommen kann, aber er kommt schon noch, er hat es ja versprochen".

Die Mutter wandte sich schmerzlich lächelnd ab. Sollte sie ihrem unschuldigen Kinde, das so fest an den Vater glaubte, sagen, was sie von seinen Versprechungen hielt?

Elisabeth hatte nur eine dunkle Erinnerung an ihren Vater und diese Erinnerung ob sie wie einen Heiligenschein um den Verschollenen. Sie hielt ihn für den besten, edelsten Mann und hatte den kindlichen Glauben fest beibehalten, daß der arme Vater damals nur weit fortgegangen sei, weil sie hier nicht mehr viel zu essen hatten, und daß er wiederkommen werde, wenn er viel Geld verdient habe, um Weib und Kind nachzuholen.

Aber Jahr um Jahr war vergangen, und er war nicht zurückgekehrt. Mit Elisabeth jedoch war die Sehnsucht nach dem fernen Vater groß gewachsen, sie hoffte noch immer, daß sie ihn eines Tages wieder finden werde. Sie sprach von dem Vater nur in kindlicher Ehrfurcht, alle guten Eigenschaften dichtete sie ihm an, und seine Ehre galt ihr als ein heiliges, unantastbares Gut. Sollte die Mutter die Hoffnung des gläubig vertrauenden Kinderherzens zerstören und ihm sagen, daß Schuld und Sünde den Vater aus der Heimat fortgetrieben, daß er Weib und Kind böswillig verlassen hatte? — Wohl hatte er in einer Anwandlung von Reue bald nach seinem Fortgang einen Brief geschrieben, in dem er versprochen, wieder zu kommen, wenn er ein andrer Mensch geworden sei, doch das hatte er wohl längst vergessen, vielleicht war er auch indes gestorben oder verdorben. Frau Feller hatte ihr Kind, als es noch klein war, immer damit vertröstet, daß der Vater weit fortgereist sei und bald wieder kommen werde. Sollte sie nun der heranwachsenden Tochter des Vaters Andenken, das diese so hoch und heilig hielt, beflecken? Nein, sie vermochte es nicht, Elisabeth das hohe Ideal zu nehmen; wer weiß, ob sie den Vater je im Leben wiedersah, mochte sie sein Bild in liebender Erinnerung behalten. Der Schlag wäre ja zu hart und grausam gewesen, und Elisabeth war noch so unschuldig und jung.

So schwieg sie auch heute und legte ihr nur unter Tränen lächelnd die Hand aufs Haupt. Elisabeth deutete die Tränen anders, sie glaubte, auch die Mutter trüge nur den Schmerz der Sehnsucht noch dem fernen Gatten in der Brust, und sie nahm sich vor, in Zukunft so wenig als möglich an die schmerzliche Angelegenheit zu rühren. Nur als sie an diesem doppelt bedeutungsvollen Tage zur Ruhe gehen wollten, da sagte Elisabeth, nachdem sie wie immer einen Abschnitt aus der Bibel gelesen hatte: „Wir wollen doch alle Tage für den Vater beten, liebe Mutter, dann führt ihn uns der liebe Gott gewiß eher wieder zurück!"

Die Mutter nickte nur stumm, sie hatte ja ihr Kind selbst beten gelehrt, für alle Menschen, auch für ihre gefallenen Brüder und Schwestern eine herzliche Teilnahme und ein mildes Urteil zu haben. Doch als sie selber plötzlich für den verlorenen Gatten beten sollte, da bäumte sich ihr armes Herz auf in verletztem Stolz und Trotz, ihre Stimme erstickte in Tränen; doch Elisabeth griff rasch helfend ein und vollendete den Satz: „Und führe auch unsern lieben, guten Vater recht bald wieder zu uns zurück. Amen". Dann begab sie sich nach einem herzlichen Gutenachtkuß von der Mutter zur Ruhe.

Das junge, unschuldige Geschöpf lag schon längst in tiefem Schlummer, die Mutter aber stand noch lange mit zuckenden Lippen am Fenster im Wohngemach und starrte hinaus in die sinkende Nacht. Das Gespräch mit der Tochter hatte eine zersprungene Saite in ihrem Herzen berührt. Die trüben Erfahrungen früherer Tage stiegen vor ihr auf und zogen wie gespenstische Schatten an ihrer Seele vorüber. Sie sah sich im Geiste in jene Zeit zurückversetzt, wo sie dem Manne, der sie verlassen, die Hand zum ewigen Bunde gereicht. Ach dieser Bund hatte nicht einmal für die Dauer dieses armseligen Erdenlebens gehalten, so fest geknüpft er ihr auch im Anfang erschienen war! Ihr Gatte war Kassierer in einem Bankgeschäft gewesen. Er hatte sein gutes Auskommen gehabt und sich infolge dessen ein hübsches, trauliches Heim mit seinem jungen Weibe gründen können. Sie lebten in sorglosem Genießen der ihnen beschiedenen Güter dahin, und als gar nach Jahresfrist ein Töchterlein das Licht der Welt erblickte, da hatte ihr irdisches Glück den Höhepunkt erreicht. Aber nur zu kurze Zeit hatten sie auf dieser sonnigen Höhe gestanden. Ein böser Dämon, der im Herzen ihres Gatten geschlummert so lange sein Familienglück den Reiz der Neuheit für ihn besaß, war wieder zu neuem Leben erwacht und hatte den Unseligen in die Spielhölle getrieben. Erst war er nur in ein leichtes Schwanken zwischen Glück und Unglück im Spiel geraten und hatte die kleinen Niederlagen seinem Weibe sorgfältig verschwiegen: Später aber waren sie immer häufiger und schwerer geworden. Was er früher von seinem Gehalte noch gespart, war längst zum Opfer gefallen, und bald konnte er nicht einmal mehr soviel davon heimbringen, daß es zum täglichen Leben ausreichte. Sein Weib mußte anfangen, sich und ihr Kind selbst zu ernähren. Sie besaß geschickte Finger und verdiente ein hübsches Stück Geld durch Namenstichen in Wäschegegenstände; aber ach, manches sauer erworbene Sümmchen wanderte, statt in den Haushalt, in die Hände ihres Gatten, um dessen Spielschulden zu tilgen. Schließlich konnte sie auch hierin nicht genug aufbringen, dazu fing sie unter der Last ihres Elends an zu kränkeln und mußte noch eine

rauhe Behandlung ihres leicht reizbaren Gatten erdulden. Dann kam ein Tag, wo alles zusammenbrach. Der dem Spielteufel mit Leib und Seele verfallene Mann hatte, um eine große Ehrenschuld zu tilgen, bedeutende Gelder unterschlagen und war flüchtig geworden. Es war weder dem Gericht noch seinem verlassenen Weibe möglich gewesen, seinen Aufenthalt zu erfahren, letztere besaß nur einen Brief, flüchtig mit Bleistift und scheinbar in tiefster Reue geschrieben, der eine kurze Bemerkung enthielt, daß er sich in die ihm noch selbst unbestimmte Ferne wenden werde. Als das Gericht sich überzeugt hatte, daß Frau Feller an dem Vergehen ihres Mannes unschuldig war, zog es sich wieder von ihr zurück, sie selbst aber zog, nachdem sie alles bis auf das Nötigste verkauft hatte, fort von dem Orte ihrer Schmach und wandte sich einer ganz anderen Gegend zu, wo niemand etwas von ihr und ihrem unglücklichen Gatten wußte. Hier begann sie von neuem den Kampf ums Dasein, und ihre mutige Ausdauer darin brachte ihr gerade so viel ein, daß sie mit ihrem Kinde, wenn auch sehr bescheiden, doch anständig leben konnte. Hatte sie auch viel verloren von dem, was die Menschen Glück nennen, so hatte sie doch eines dadurch gewonnen, was sie für das alles reichlich entschädigte: sie konnte mit gläubigem Herzen sprechen: „Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir".

Fortsetzung folgt.

---

# Ein Jahr in Brasilien.

oder Streifbilder des Lebens von L. Horn.

Fortsetzung.

Die Serrakolonien sind vorwiegend von deutschen Kolonisten besiedelt; dazwischen treffen sich auch andersstämmige: Polen, Russen, Italiener, Schweden, Letten, Tschechen, Kroaten und a. m. Auf einigen Linien entwickeln die Baptisten eine rege Mission, doch mehr unter der evangelischen Bevölkerung deutsch-russischer Herkunft. Unter der deutsch-katholischen Bevölkerung, den Schwaben der Altkolonie, ist bis jetzt nichts geschehen, und doch ist dieser Menschenschlag ein sehr religiöser und streng katholisch. In wirtschaftlicher Beziehung sind sie allen voraus. Ihre Kolonien sind musterhafte und ihre Wohnhäuser und sonstigen Gebäude bieten einen sauberen Anblick und stechen sehr ab von den anderer Kolonisten.

In religiöser Beziehung sind sie ganz unter der Herrschaft ihrer Pater, und diese halten sie fest. Jede Abweichung von der Lehre Roms wird streng geahndet, und kommt es doch vor, daß einer von ihnen abweicht, so wird ihm das Bleiben unter den katholischen Nachbarn verleidet und er muß weiter ziehen. Anderseits ist ihr Eifer um die Religion, die Gottesdienste, die Kirche und Schule nur anzuerkennen. In Serro-Azul, der Hochburg des deutschen Katholizismus, sah ich während meiner Kur das Wunder. An Sonn- und Feiertagen eilte die Bevölkerung in Scharen herbei: Zu Fuß und zu Reiten auf Roß- und Maultieren, auf Wagen aller Art, in Autos sahen wir die frommen Katholiken jeglichen Standes und Alters zur Kirche eilen und nach verrichtetem Gottesdienste wieder hinter den Bergen und Wäldern verschwinden, Wahrlich, zum Ansporn für viele, die sich gläubige Christen nennen.

Und was diese katholischen Schwaben alles in wirtschaftlicher Beziehung geschafft haben, gibt viel zu denken. Nicht nur, daß sie im Zentrum der Ansiedlung eine prunkvolle Kirche aufgeführt haben, die ihresgleichen im Lande sucht, auch allerlei philantropische Anstalten sind durch sie ins Leben gerufen worden. In jeder Linha, d. h. Kolonie, haben sie Schulen; an manchen Plätzen noch Fortbildungsschulen, und sind dabei, eine Mittelschule für Knaben und Mädchen zu eröffnen. Darauf sind sie auch stolz. So sagte uns einer: „Es Kostete uns viel Geld, doch wir haben es auch".

Durch ihre Pfarrer angeleitet, schließen sie sich eng aneinander an, und mit vereinten Kräften läßt sich viel erreichen.

Dieser eigentümliche Charakterzug der katholischen Schwaben fehlt den Deutsch-Russen. Unter diesen hat jeder seine eigene Meinung und ist immer klüger als der andere, und daher kommt es, daß so wenig Einigung zu erzielen ist. Weicht erst einer von dem andern ab, dann gewinnt er bald Anhänger, und um die Einheit ist es geschehen. Nicht nur in religiöser Beziehung, auch im wirtschaftlichen Leben ist die Zersplitterung zu beklagen, und eine gute Sache braucht viel Zeit, ehe sie zum Austrag kommt.

Dieser Zersplitterung der evangelischen Bevölkerung ist es zu verdanken, daß die Deutsch-

Russen gegen die Altkolonien in vielen Stücken zurückgeblieben sind.

Während dort die Schulen in der Blüte stehen und Vereine und Genossenschaften zur Hebung der Bildung als auch des Wohlstandes beitragen, zankt man hier oft um Meinungen und richtet Parteihader an. Die Jugend bleibt unwissend, die Alten werden oft von Spekulanten hintergangen. Doch in Brasilien kann jeder nach Belieben seine Meinung kundgeben, auch wenn es zu seinem Nachteil ausfällt. Wir haben hier absolute, d. h. vollkommene Gewissensfreiheit in wirtschaftlicher, kirchlicher und bürgerlicher Hinsicht, und gut Ding hat, wie überall, gute Weile.

Hier ist noch viel Arbeit, das Volk geistig und geistlich zu heben. Es fehlen aber die Männer, die ihre Kraft und Zeit der Bildung und Hebung des Volkes weihen würden. Von kirchlicher Seite arbeiten auf dem weiten Gebiet nur zwei Pastoren, „doch was ist das unter so viele?“ möchte man fragen. Unsere Gemeinden schalten auch aus.

Mehrere Jahre hindurch hat Br. G. Henke hier bahnbrecherisch gewirkt und gute Arbeit verrichtet, nun ist er nach dem Nachbarstaat Argentinien gegangen und hat eine große Lücke hinterlassen, die auszufüllen noch niemand sich gefunden hat.

Die Gemeinde Ijuhy ist ein weitverzweigtes Arbeitsfeld, hat mehrere größere Stationen und mehrere Kapellen. Am 21. April l. J. wurde auf der Station Ramada eine neue Kapelle eingeweiht, ein einfach gehaltener Bau, doch ganz nett und zweckentsprechend vorgerichtet.

Br. F. Matschulat, der Vorsitzende der Vereinigung, wirkte mit seinem Sängerchor mit, auch mir war es vergönnt, bei dieser Gelegenheit mit dem Worte in deutscher und polnischer Sprache zu dienen.

In dem Städtchen, Villa Ijuhy wohnt ein munteres Völklein und hält die Fahne Christi hoch. O, wie nötig wäre für diese verwaiste Gemeinde ein Unterhirte, der Herr wolle ihr bald einen solchen zusenden.

Die Ijuher Ansiedlung ist schon älteren Datums und reicht bis 1890 hinauf. Es wohnt ein Gemisch von allerlei Volk in diesen Linien: Italiener, Letten, Tschechen, Russen, Deutsche u. a. m. Die Italiener befassen sich vorwiegend mit Weinbau. Von anderen Obstsorten habe ich wenig gesehen. Auch die Orangen und Bananen sollen nicht mehr gut gedeihen: es friert dort mehr als in Guarany. Obgleich diese Ansiedlung älter ist, in wirtschaftlicher Beziehung ist sie den neueren Ansiedlungen nicht voraus.

Das Städtchen Ijuhy macht einen recht freundlichen Eindruck und, was dem Fremden auffällt, ist die Fülle des Lichts an den Abenden. Unweit der Stadt, an einem größeren Flusse, ist eine große Kraftstation errichtet, die nicht nur die Stadt Ijuhy mit Licht und Kraft versorgt, auch das 60 Kilometer entfernte Santo-Angelo wird von diesem Werke bedient. Ijuhy hat mehrere Schmalzraffinaden, d. h. Fabriken, welche das Schmalz von den Kolonisten aufkaufen und versandbereit herstellen, auch Eisenfabriken gibt es dort. Ijuhy ist eine Kreisstadt und erinnert an manche Kreisstadt drüben.

Die Bewohner Ijuhy's scheinen bodenständiger zu sein. Ein fortwährendes Hin- und Herziehen kommt dort nicht vor. Das Land ist alt und abgetragen und daher nicht so leicht zu verkaufen. In den Kolonien Guaranys ist das Gegenteil wahrzunehmen. Kaum ist jemand auf seiner Scholle warm geworden, da zieht es ihn schon wieder fort. Die Bergketten von Rio-Grande do Sul haben noch viel Waldbestand, und dieser ist das verlockende Objekt des Kolonisten. Ist irgendwo eine Vermessung des Landes von der Regierung angekündigt, so sind auch schon die Bewerber hinterher. Sie scheuen die Entfernungen, Entbehrungen und Gefahren nicht und nehmen freudigen Herzens den Kampf mit den Baumriesen, den Schlingpflanzen und allerlei Gebüsch auf, es bereitet ihnen Freude, die uralten Bäume krachend zu Boden fallen zu sehen..

Auf diesem Wege entstehen immer wieder neue Ansiedlungen, und in absehbarer Zeit wird das ganze Terrain vermessen sein.

Fortsetzung folgt

## Gemeindeberichte

**Kamocin**, Gem. Petrikau. Eine ernste Sprache hat Gott in letzter Zeit hier durch den Todesboten geredet. Viermal hat er uns an die offene Gruft geführt, und die zwei letzten Verluste waren sehr schmerzlich. Ganz besonders erlebte es die Familie Splett, daß wir mitten im Leben vom Tode umgeben sind und daß oft nur ein Schritt zwischen uns und dem Grabe ist.

Unsere liebe Schwester Splett, kaum 60 Jahre alt, rüstig und lebensmutig, wurde einige Tage vor Pfingsten zu ihrer plötzlich erkrankten Tochter gerufen. Diese plötzliche Nachricht wirkte aber so schädlich auf ihre Gesundheit, daß sie zu kränkeln anfing. Der Arzt hielt die Sache für ganz ungefährlich, ihr Aussehen glich dem eines völlig gesunden Menschen. Aber dennoch begann ungesehen ihr Lebenslicht langsam zu erlöschen, und am Freitagabend vor Pfingsten, nachdem sie noch während des Tages das Bett verlassen und Anordnungen zu Vorbereitungen zu den Festtagen gegeben hatte, entschlief sie sanft, aber ganz unerwartet in den Armen ihres Gatten. Natürlich war der Schmerz der Familienangehörigen groß, und sie wollten sich, gleich der Rahab, fast nicht trösten lassen, weil der Schlag so plötzlich gekommen war.

Am zweiten Pfingsttage wurde ihre sterbliche Hülle unter sehr großer Beteiligung und vielen Tränen zu Grabe getragen. Die Trauerfeier leitete Unterzeichneter und es wirkten mit der Posaunen- und Männerchor von Lodz II auch der Gemischte Chor von Kamocin.

Das schnelle Dahinscheiden unserer allgemein geachteten Schw., so manches Wort und Lied machte auf die Gemeinde und auf so manch anderes Gemüt einen unauslöschlichen Eindruck. Sie war in ihrem Leben stets entschieden gegen alles Böse und fürs Gute zu haben, sie hat ohne Wanken im Glauben an ihren Erlöser bis ans Ende beharrt und wir werden sie gewiß wiedersehen vor dem Throne Gottes, und das ist Trost genug.

G. Strohschein

**Lubschin.** Einen lieblichen Festtag schenkte uns der Herr am Pfingstmontage in Lubschin. Dieser Tag gestaltete sich von der frühen Morgenstunde bis an den Abend zum reichen Segen, hatten wir doch die Freude, unsern lieben Br. Pr. J. Gottschalk in diesen Festtagen unter uns zu haben. Uns wurde am genannten Festvormittag an Hand einiger Schriftstellen gezeigt, wie der Heilige Geist die Gemeinde Christi auf Erden baut. Der Inhalt der Schriftstellen gereichte der Versammlung zum reichen Segen. Am Nachmittag begann unser weitvoraus geplantes Jugendfest. Unsere muntere Jugend, die weder Zeit noch Mühe scheute das von ihrem Vorsteher Aufgetragene zu lernen, tat solches aus aller Liebe, da es doch zum Nutzen unserer Umgebung und zam Preise unsers Meisters sein sollte. Die Festpredigt wurde von Br. Gottschalk gehalten. Ihm anschließend bot die Jugend einer aufmerksamen Zuhörerschaar manches Belehrende und Herzanziehende in Gesang, Vorträgen und Gedichten. Nennenswert sind die Vorträge: „Ist Tanzen Sünde", als erster, und „am Scheidewege" als zweiter, und das von unserm Gesangchor vorgetragene Chorstück: „In der Welt bedrückt, verfolget", die auf die Zuhörer eindringend wirkten. Volle Harmonie klang durch unser Fest, indem Br. Gottschalk den Inhalt obiger Darbietungen mit ernsten Worten an die Versammlung betonte. Wir freuen uns, daß wir, wenn auch in Schwachheit, etwas für Jesum an diesem Tage tun dürften, für Jesum wollen wir auch weiter wirken, wo immer sich uns Gelegenheit bietet, denn das erwartet unser Meister von uns, und als eine christliche Jugend schulden wir unserm Jesus alles. Ihm zu Ehren wollen wir unsere Zeit und Kraft sowie unsere Fähigkeiten in Seinem Dienst verwerten.

Denn wenn des Lebens Kampf vorbei
Dann auch belohnt Er unsre Treu'.

Mit freundlichem Jugendgruß
R. Janke

# Wochenrundschau

**In Warschau** ist die an der Lesznostraße befindliche Fabrik zur Herstellung von Gummischuhen ein Raub der Flammen geworden. Der Brand ist in dem Lagerraum der Firma Szeimann und Groswird ausgebrochen, in dem sich 4,000 Paar Gummischuhe und 650 Kilo indischen Gummis, Leder, Leinwand usw. befanden.

**Bei Nowogródek** wurden nach einem durch Regen bewirkten Bergrutsch große Knochen gefunden, die von der Ortsbevölkerung nach Nowogródek gebracht wurden, wo es sich nach einer Untersuchung erwies, daß dies Knochen eines Mammuts sind.

Es muß bemerkt werden, daß an derselben Stelle seinerzeit eine spezielle Kommission des Petersburger geologischen Instituts Nachforschungen angestellt hatte.

**Bei Wilno** entstand in der Gemeinde Bu-

sien infolge unvorsichtigen Umganges mit Feuer durch einen Arbeiter ein Waldbrand, dem, trotz der sofort eingeleiteten Löschaktion 35 Hektar Wald zum Opfer fielen.

**150 amerikanische Multimillionäre** mit Vanderbild jun. an der Spitze begeben sich in nächster Zeit nach Sowjetrußland. Die Reise der Dollarmillionäre geht über Riga. Auf dem Rückwege werden die Amerikaner über Warschau reisen.

**Aus Paris** wird gemeldet, daß man in pariser diplomatischen Kreisen, die der englischen Botschaft nahe stehen, glaubt zu wissen, daß Mac Donald die Absicht habe, den Großmächten über die Fortsetzung der internationalen Abrüstungsarbeiten einen neuen Vorschlag zu unterbreiten. Im Oktober soll, sei es in London, sei es in Genf, eine Seeabrüstungskonferenz einberufen werden, an der Großbritanien, Frankreich, Italien, Japan und die Vereinigten Staaten teilnehmen würden. Es bestehe begründete Hoffnung, daß diese Konferenz im Laufe von 2 bis 3 Wochen zu einem positiven Ergebnis käme. Danach soll im November für 2 bis 3 Wochen der vorbereitende Ausschuß zusammentreten und einen Bericht dem Völkerbundrat vorbereiten, der sich in seiner Dezembertagung mit ihm zu befassen hätte. Dieser Bericht, der möglichst umfassend sein und klare und genaue Vorschläge über die Abrüstungsfrage enthalten soll, werde sich sowohl auf Abrüstung zu Lande als zur See zu erstrecken haben. Es würde gut sein, wenn der Völkerbundrat die große internationale Abrüstungskonferenz für April 1930 einberufen würde.

**In Afghanistan** soll nach einer Meldung Nadir Khan neue Erfolge über die Truppen Habib Ullahs erzielt haben. Nadir Khan soll es gelungen sein, einen strategisch wichtigen Punkt zu erobern. Zwischen den Anhängern Nadir Khans und den Truppen Habib Ullahs soll eine neue heftige Schlacht entbrannt sein.

**In Paris** wurde bei der Polizeidirektion auch eine Abteilung für Luft- und Funkpolizei eingerichtet. Die Aufgabe dieser Abteilung ist es, die Funkverbreitung von Schriftstücken, die die Staatssicherheit betreffen, zu verhindern. Mehrere Sonderfunkabhörstellen sollen an verschiedenen Punkten in Paris aufgestellt werden, um Schwarzsender festzustellen. Die Funkpolizei soll außerdem auf drahtlosem Wege an französische und ausländische Polizeistellen Lichtbilder von Fingerabdrücken usw. gesuchter Verbrecher übermitteln. Die ersten Versuche sollen bereits in den nächsten Tagen zwischen den Polizeien von Paris, London und Berlin stattfinden.

**In Berlin** hat die Kriminalpolizei die Leiche eines Drogisten namens Wernicke beschlagnahmt, der ein fanatischer Anhänger des bekannten Potzdamer „Propheten" und Gesundbeters Joseph Weißenberg war und auf Anordnung des Propheten einen Furunkel, an dem er erkrankt war, mit Weißkäse behandelt hatte. Wernicke zog sich bei dieser Kur eine Blutvergiftung zu, an deren Folgen er starb. Er hatte sich hartnäckig geweigert, einen Arzt in Anspruch zu nehmen.

Weißenberg ist der Gründer einer „Religionsgemeinschaft", die unter der Regie des „Propheten" Weißenberg und unter Zuhilfenahme von geeigneten Medien, Stimmen von Geistern hervorzaubert. Weißenberg „heilt" Krankheiten durch Handauflegung. Der Betrieb seiner Kirchengemeinde soll aber auch ein Geschäftsunternehmen großen Stils sein, dessen sichtbarer Einnahmequell dem Propheten ein Einkommen von über 5000 Mark monatlich sichert.

**Die Rekordsucht** hat noch immer ihre treuen Verehrer, die auf die wunderlichsten Einfälle kommen, um einen Rekord für sich aufzustellen. So hat unlängst in Berlin im Luna-Park der sogenannte Tanzweltmeister Fernando einen 150 Stundentanz ausgeführt. Der Zulauf des Publikums war außerordentlich groß.

---




Wydawca i Redaktor: A. Knoff, Łódź, Smocza 9a

Druk: „Kompas" Łódź, Gdańska 130